

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 28 (1938)

Heft: 28

Artikel: Das Telephon

Autor: Säuberli, Alice

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644427>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Herr“, sagte eine zitternde Frauenstimme, „sind Sie allein?“

„Gewiß . . .“

„Und das zweite Bett leer?“

„Ja.“

„Herr, retten Sie mich! Bitte, helfen Sie mir!“

„Wer sind Sie denn?“

„Ich bin —“

Im nächsten Augenblick kletterte die Frau über mein Lager weg in die obere Koje. Und schon wurde die Tür zum zweiten mal aufgerissen. Eine Taschenlampe blendete die Augen. Dann flammte die Deckenbeleuchtung auf. Im Türrahmen stand ein älterer Offizier, dahinter mehrere Soldaten, das Gewehr im Anschlag. Ich erkannte den Offizier, dessen rechte Wange eine breite Säbelnarbe durchzog, sofort. Sein Bild war in den letzten Tagen in allen Zeitungen Mexikos erschienen. Vor mir stand der General Antonio Lopez.

Ich muß ihn nicht sehr gescheit angestarrt haben, denn ein belustigtes Grinsen überflog sein Gesicht. Er trat näher:

„Entschuldigen Sie die Störung! Ich werde die herrschaften nicht lange belästigen. Zeigen Sie mir Ihre Papierel!“

Er wandte sich zu den Soldaten: „Sucht weiter! Sie muß im Zug sein!“

Ich sprang auf und nestelte den Paß hervor. Er prüfte ihn kurz, verbeugte sich:

„Danke, Sir. Sie sind Engländer?“

„Ja, General.“

Wieder zuckte es um seine Mundwinkel:

„Und Ihre Begleiterin?“

Ich folgte seinem Blick. Ein bleiches Mädchenantlitz, in dessen Augen die Angst ums Leben flackerte, schaute vom Rand der Koje auf uns herab. Später erst wurde mir bewußt, wie schön dieses Antlitz war — damals sah ich allein die schwarzen, brennenden, stumm um Hilfe rufenden Augen . . .

„Sei ruhig, Liebste“, sagte ich — und die Worte fanden den Weg über meine Lippen ohne zu stolpern —, „sei ruhig, es geschieht dir nichts!“ Und zum General:

„Das ist meine Frau.“

Wieder verbeugte sich Antonio Lopez: „Es ist gut. Danke.“ Kehrte sich zum Ausgang.

Ich atmete auf.

Da blieb der General auf halbem Weg stehen, fuhr herum, musterte mich scharf und murmelte: „Ledig . . .“

„Wie?“

„Geben Sie mir nochmals Ihren Paß!“

Ich gehorchte, wußte auch schon, daß „Vater Flamme“ mich auf der Lüge ertappt hatte . . .

Sir John Paynton, britischer Staatsangehöriger, ledig stand in meinem Paß zu lesen.

„Nun — wie erklären Sie das?“ sagte der General. Sein vorhin verbindliches Wesen war miteins verschwunden. Die Worte stießen wie Dolche auf mich zu.

„Besinnen Sie sich rasch“, sagte Antonio Lopez, „ich habe wenig Zeit. Ich suche die Tochter des Innenministers — ich rechne, ich habe sie auch gefunden. Ich weiß, daß sie mit diesem Zug Mexiko verlassen hat. Mit wichtigen Nachrichten für ihren Vater, der die Südarmee gegen mich führt.“

Er verzog die Lippen: „Der Herr Minister wird weder die Tochter, noch die Nachrichten zu Gesicht bekommen! — Was meinen Sie, Sir John?“

„General, ich versichere Ihnen —“

„Sparen Sie Ihre Worte, Sie John! Sie haben das Spiel verloren. — Steigen Sie herunter, Señorita, ich werde Sie unter meinen Schutz nehmen!“

„General, Sie werden es nicht wagen —“

„O doch“, sagte Antonio Lopez und grinste, „ich werde jetzt die Señorita Martinez verhaften und Sie dazu. Ich möchte nicht, daß Sie Ihre Frau entbehren müssen!“

Er lachte schallend.

Ich bebte vor Empörung am ganzen Körper und konnte nur mit Mühe an mich halten, nicht mit den Fäusten auf ihn loszugehn. Er bemerkte es wohl, doch das war nur dazu angegangen, sein Gefühl des Triumphs zu steigern. Umständlich holte er ein Zigarrenetui aus der Seitentasche, und während er sich mit Kennermiene eine Zigarre auswählte, sprach er weiter:

„Sie werden es bei uns recht unterhaltsam finden, Señorita. Fürchten Sie nicht, sich zu langweilen! Wir veranstalten täglich nette Hinrichtungen für unsere Gäste. Morgen kommt zum Beispiel Ihr Onkel Don Pedro dran . . .“

„Das ist nicht wahr!“ schrie das Mädchen.

„Leider“, sagte der General, „leider ist er uns in die Hände gelaufen. Lieben Sie ihn sehr? Schade . . . Ach, Sir John, können Sie mir Feuer geben?“

Ein Schuß knallte. Klirrend zersprang die Lampe. Mit einem Fluch stürzte Antonio Lopez im Dunkeln auf mich zu, doch der Hieb traf ins Leere. Umso sicherer fand meine Rechte sein Kinn. Er wankte und fiel lautlos zu Boden. Hinter mir riß das Mädchen das Fenster auf: „Rasch! Kommen Sie!“ — Und war verschwunden.

Im Gang tobte die Soldateska heran. Kommandorufe gellten. Da schwang ich mich aus dem Wagen, überquerte die Schienen, kollerte den Bahndamm hinunter. Dort wartete das Mädchen.

Zusammen liefen wir durch das Unterholz, liefen, ich weiß nicht wie lange. Beim Morgengrauen stießen wir auf die Hütte eines Berghirten, der uns freundlich aufnahm und wo wir ausruhen und essen konnten. Ein paar Tage später erreichten wir Veracruz, das von Regierungstruppen besetzt war.

Den General habe ich nie mehr gesehn. Er ist kurz darauf in einem Gefecht bei Puebla umgekommen . . .“

John Paynton schwieg. Dolores erhob sich und füllte die Gläser nach.

„Und das Mädchen?“ fragte ich. „Was wurde aus dem Mädchen?“

„Habe ich das nicht erzählt?“ erwiderte Paynton. „Aber natürlich: Ich sagte es doch schon dem alten Antonio Lopez!“

Das Telephon

Eines Morgens, gerade als Fräulein Thomas einen neuen Bogen in ihre Maschine einspannen wollte, klingelte das Haustelefon.

„Hallo!“ rief sie, „Sekretariat!“

„Ich bitte, Fräulein Thomas“, sagte hastig eine Stimme aus dem Apparat, „ich wollte nur mal — Sind Sie allein im Zimmer?“

„Ja, warum? Wer ist denn da?“

„Ich bin — das heißt, ich wollte nur, wenn Sie mal einen Augenblick — es handelt sich nämlich — ehem —“

„Aber um was denn nur? Wer ist denn überhaupt da?“

„Sehen Sie, Fräulein Thomas, nun werden Sie schon ungeduldig. Und ich wollte Ihnen doch nur sagen, daß ich Sie schon lange verehre und daß es ein großes Glück für mich wäre, wenn wir mal abends oder so nach Schluß vielleicht —“

„Aber mein Gott, nun sagen Sie doch erstmal, wer da spricht. Oder ist das etwa bloß ein schlechter Scherz?“

„Nein, bei Gott nicht, Fräulein Thomas! Es ist mir noch nie so ernst gewesen wie jetzt. Und wenn Sie mir mit einem Wort sagen wollten, daß Sie im Prinzip oder überhaupt oder — wie soll ich sagen — daß Ihr Herz noch frei ist —“

„Ach du meine Güte!“ lachte Fräulein Thomas. Aber da bekam die Stimme im Apparat plötzlich einen sonderbaren Klang von krampfhafter Sachlichkeit: „— dann — dann schreiben wir an — jawohl, an Müller Lemgo, daß wir unser Lieferwerk angewiesen haben, direkt — nicht wahr, direkt — na, Sie wissen ja schon. Also gut, danke!“ Damit hing der Anrufer ein. Und Fräulein Thomas spannte, nachdem sie noch eine Weile den Kopf geschüttelt hatte, ihren Bogen in die Maschine.

Drei Stunden später erschien Fräulein Thomas mit einer Mappe im Hauptlager. „Herr Krause“, rief sie kurz, „bitte Birkular zur Unterschrift!“

„Schon wieder“, knurrte Herr Krause, denn er war ein etwas grämlicher älterer Herr, der kurz vor seiner Pensionierung stand.

„Ja, schon wieder!“ sagte sie voll Nachdruck. „Herr Schellenberg, Sie können auch gleich kommen.“

„Ja, bitte!“ antwortete Herr Schellenberg eifrig und kam. Er war noch sehr jung und Herrn Krauses vermutlicher Nachfolger.

„Aus gegebenem Anlaß —“ las Herr Krause langsam vor, — wird dringend eracht, das Haustelefon nicht zu privaten Gesprächen und vor allem nicht zu solchen intimen Natur zu benutzen. Zur Kenntnis genommen — Na, was war denn da wieder los?“ sagte er, während er seinen Namen unter die anderen setzte.

„Was los war?“ rief Fräulein Thomas böse, „Krach war los! Weil mich jemand angerufen hat und mir lauter verrücktes Zeug erzählt von Berehrung und abends treffen und so.“

„Nee, während der Geschäftszeit?“ fragte Herr Krause unglaublich. „Und das hat er abgehört?“

„Ja, wahrscheinlich. Und weil er nicht wußte, wer es war, hat er mich nun mit dem Birkular herumgeschickt, durch das ganze Büro!“

„Und Krach hat er gemacht?“ fragte Herr Schellenberg beim Unterschreiben.

„Na, und wie! Wo ich doch gar nichts dazu kann, wenn mich jemand heimlich anruft und noch nicht mal den Mut hat, seinen Namen zu nennen. — Na ja, schöner Mut ist das!“ sagte sie, nahm die Mappe unter den Arm und ging hinaus.

Aber sie war noch nicht weit gekommen, als jemand hastig hinter ihr herkam.

„Fräulein Thomas, ach bitte — ich wollte nur — ich war es nämlich gewesen!“

„Sie — Herr Schellenberg?“

„Ja, und da Sie solche Ungelegenheiten hatten, will ich jetzt gleich zum Chef gehen und ihm —“

„Sie wären imstande! Damit die ganze Geschichte nochmal aufgeführt wird. Unterstehen Sie sich ja nicht!“ „Aber ich hatte mir doch wirklich nichts Schlimmes dabei gedacht, Fräulein Thomas. Wenn wenigstens Sie mir verzeihen wollten.“

„Das weiß ich noch nicht, nein wirklich!“

„Aber Sie müssen, Fräulein Thomas! Bitte, Sie wissen gar nicht, wieviel mir daran liegt.“

„Gut, ich will mir's überlegen“, sagte sie nach einer Weile. „Sie können sich dann Bescheid holen, aber nachher, nach dem Geschäft, bitte! Erwarten Sie mich — sagen wir mal, drüben in der Passage!“ Damit ging sie fort. Und Herr Schellenberg machte vor Aufregung eine völlig ungeschäftliche Verbeugung hinter ihr her.

Sie waren schon zwei ganze Wochen verlobt, als Fräulein Thomas ihrem Bräutigam endlich die Eröffnung machte, daß das Birkular von ihr selber stammte und der Chef von der Anlegenheit so wenig wußte wie etwa der Shah von Teheran.

Alice Säuberli.

* * *

Der Hausschlüssel

Von Hans Bergwald

Alfred von Ehrmann, der bekannte Dichter des „Scherzi“, schreibt in einem seiner schönsten Gedichte:

„... So richtete ich ihr ein schmückes Häuschen ein.“

„Ich brauchte nicht einmal der Herr da drin zu sein.“

„Ich ließe mir sogar von ihren schönen Händen,“

„Das Hauptsymbol der Macht, den Haustorschlüssel, pfänden.“

„Symbol der Macht! — Hausschlüssel! Ja, ja, er war ein-

mal etwas! Alle Wetter, was war er für einer und was hatte er für eine Bedeutung! Respektperson ganz und gar. Er spielte eine Rolle im Hause und auch im Familienleben.“

Feierlicher Augenblick, wenn der Vermieter ihn dem neu- einziehenden Mieter übergab: „Und das ist der Hausschlüssel!“ Im Mietvertrag stand und steht zum Teil noch heute eine furchtbare Klausel: „Wenn der Hausschlüssel verloren geht, ist der Hausherr berechtigt, das Schloß und sämtliche Schlüssel auf Kosten des Mieters ändern zu lassen.“ Jawohl — auf Kosten des Mieters. Was das bei einer Mietkaserne mit 12 Haushaltungen sagen will! Eine ganz angenehme Aussicht. Es sind zwar trotz alledem wohl mehr Hausschlüssel verloren gegangen, als Schlosser geändert worden, glücklicherweise hatte man ja immer zwei und konnte stillschweigend den andern als Vorbild zum Schlosser tragen, wenn der eine sich auf französisch gedrückt hatte oder wie man dem sagen will. Der Hausschlüssel war ein wichtiges Instrument, ein Symbol sozusagen. Den Hausschlüssel — den einen trug der Vater bei sich, den andern hütete man treulich im Kasten. Nur für vorkommende Fälle, wenn man ihn mal brauchte. Die „Fälle“ kamen selten und wenn sie kamen, waren sie von ungeheurer Wichtigkeit und wurden dement sprechend behandelt.

Daß der Vater ihn hatte, war sehr selbstverständlich. Vater war Familienoberhaupt, Vater konnte Sachen vorhaben, die länger dauerten, als bis „Toresschlüssel“. Vereinsitzungen zum Beispiel oder Parteisachen oder — na, was so Männer vorhaben — und wäre es auch bloß ein Dauer-Jaß. Wenn der Vater nach zehn nach Hause kam, dann hatte das gar keine Bedeutung — auch nicht, wenn es — nach eins wurde. Aber die andern! Wenn Mutter abends ausging, ging sie mit Vater, und also brauchte sie keinen Hausschlüssel, na und die Kinder oder Dienstmädchen? Die hatten um zehn daheim zu sein oder vor zehn, so gehörte es sich. Als aber die Dienstmädchen anfingen einen eigenen Hausschlüssel zu fordern, bekamen die Hausfrauen Zustände. Was fiel ihnen ein, diesen Wesen? Ein Mädchen mit dem Hausschlüssel? Ein „anständiges“ Mädchen hat nach Hause zu kommen, bevor die Häuser geschlossen werden. Der Hausschlüssel wurde Symbol der Familienmoral. Was auf Tugend und Sitte hieß, brauchte keinen. Die Welt nach zehn Uhr war ein Abgrund — vor zehn war sie eine grüne Wiese, auf der — lauter Unschuldslämmer weideten. Daß man den anderen gegenüber erst recht an dieser grünen Wiesen-Taktik festhielt, ver steht sich von selbst. Die Herren Söhne mußten schon sehr erwachsen sein, wenn ihnen der Vater einen eigenen Hausschlüssel übergeben sollte. Die Töchter? Ja, die hätten ihn mal fordern sollen! — Man denke! — Aber, wie kann man auch! —

Aber eines Tages forderten ihn auch die Töchter. Es gab einen Sturm in der Familie und in sämtlichen seriösen Blättern und Zeitschriften. Was wollten diese unglaublichen Mädchen? Die Welt nach zehn Uhr betreten? Ungeheuerliches Verlangen! Aber schließlich befahlen sie ihn. Es ließ sich beim besten Willen nicht anders machen. In der Stadt selbst mit ihrem Leben und mit den „großen“ Entfernungen, ihren spät endenden Vergnügungen konnte das junge Weibervolk nicht mehr ohne Hausschlüssel fertig werden, es war ja mittlerweile sehr — selbständig geworden.

Und heute hat ihn so ziemlich jeder Junge und jedes Mädel; denn die Häuser werden früh geschlossen, und die Welt hört eigentlich schon um acht Uhr auf, grüne Lämmerweide zu sein. Es lag vielleicht eine leise Komik über der Wichtigkeit, die man dem Hausschlüssel einmal beimah, es steht aber doch auch wieder ein gutes Teil alter Ehrenhaftigkeit und Gemütsreife darin. Symbol des Hausfriedens war der Hausschlüssel. Wenn das Tor zufiel, sollte die Familie zusammen sein, geborgen unter Dach und Fach, dafür fühlten Hausherr und Hausfrau sich verantwortlich. Der Hausschlüssel in den Händen der Kinder ist vielleicht mit das böseste Zeichen für unseren innerlichen Niedergang. Oder ist's nicht so?